

Der Autor der „Studien zum Ökumenischen Konzil“ darf der großen Dankbarkeit und der Aufmerksamkeit der Leser gewiss sein.
U. HORST OP

„ICH FÜHLE, DASS GROSSES IM KOMMEN IST“. Romano Guardinis Briefe an Josef Weiger 1908–1962. Herausgegeben von *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz*. Ostfildern: Matthias-Grünwald-Verlag/Paderborn: Schöningh 2008. 423 S., ISBN 978-3-7867-2732-3 (Grünwald)/ISBN 978-3-506-76697-7 (Schöningh).

Der Name Romano Guardini hat zu Recht zumindest unter Kennern auch mehr als vierzig Jahre nach seinem Tod seine Strahlkraft nicht verloren. Er ist und bleibt einer der bedeutendsten Denker der Moderne, der im Lichte christlicher Weltanschauung und einer außerordentlichen geistigen Weite ein Werk hinterlassen hat, dessen Deutungen von fundamentalphilosophischen Studien, über bleibende Werke zu Rilke, Dostojewski, Pascal, aber auch Platon, bis zu einer aus dem Nachlass edierten Ethik reichen. Nach 1948 entfaltete Guardini auf seinem Münchener Lehrstuhl eine einflussreiche prägende Tätigkeit. Jahre der Bedrohung und Verfolgung im Dritten Reich waren vorausgegangen. Die Zwischenkriegszeit war bestimmt von der liturgischen und geistigen Erneuerung, vor allem den Tagungen auf Burg Rothfels, als Guardini als einer der exponiertesten Denker eines neuen Katholizismus hervortrat.

Der Priester Josef Weiger (1883–1966) war Romano Guardinis Lebensfreund. Schon in der Studienzeit im Tübinger Wilhelmsstift 1906 lernten sie sich kennen, und Weiger war es, durch den sich für Guardini Kloster Beuron erschloss – ein Ort, an dem er eigentlich erst zu sich selbst und seiner eigensten Sache kam. Es war vor allem die Erfahrung der Liturgie, die Guardinis Lebens- und Weltansicht buchstäblich existenziell umstürzte und eine Wendung zum Eigenen, zur Mitte bedeutete. Seit 1917 war Weiger Pfarrer in Mooshausen im schwäbischen Allgäu. Guardini widmete diesem Ort nicht nur ein frühes, besonders einfühlsames Stück Prosa: ‚Kanal an der Iller‘, erstmals in seiner Sammlung ‚In Spiegel und Gleichnis‘ (1932). Er betonte auch immer wieder, dass Mooshausen der einzige Ort sei, an dem er innere Heimat fühle. 1943 bis 1945 fand Guardini in Mooshausen Zuflucht, nachdem er schon 1939 seines Berliner Lehrstuhls enthoben worden war. Es gibt eine späte Fotografie, welche die beiden alten Herren an dem Kanal zeigt – im Licht des Briefwechsels wirkt sie wie eine bildhafte Verdichtung der Freundschaft und ihres Ortes.

Manche charakteristischen Züge waren den Freunden gemeinsam: eine Tendenz zur Schwermut, jenem Gravitationspunkt zum Absoluten, dem Guardini eine tiefe Betrachtung widmen sollte, aber auch schwere Phasen von Depression und psychosomatischen Leiden. Der Schmerz an der Endlichkeit, die keinen Grund in sich selbst hat und der – beglückende – Rückgang in den Grund in Gott waren für beide eng untrennbar ineinander verwoben.

Es gab indes auch Unterschiede: der ausgleichendere, ruhigere Weiger, der gleichermaßen tief in der Tradition, vor allem der Patristik wurzelt, ist dem hoch sensitiven, im Eigentlichen kompromisslosen Guardini immer wieder ein wichtiges Pendant und zugleich ein Gegengewicht gewesen. Die Tiefe und existenzielle Kraft ihres Glaubens war ihnen indes gemeinsam.

Weigers Leben verlief weitgehend in Zurückgezogenheit, jenes Guardinis zog weite öffentliche Bahnen. Der Altersunterschied betrug gerade zwei Jahre, und beide erreichten sie dasselbe Alter: 83 Jahre.

In dieser jahrzehntelangen Freundschaft gab es nur eine ernsthafte Verstimmung. Sie entzündete sich an einem Vorwort Guardinis zu Weigers Schrift ‚Der Leib Christi in Geschichte und Gegenwart‘ (1950), das Weiger so verstand, als sei Guardini ein Modernist, dessen Denken nicht in die eigentlich theologischen Fragen führe, gebe doch die Phänomenologie, der Guardini folge, darin nicht letzte Sicherheit. Der Abstand, den Guardini bewusst gegenüber der universitären Theologie einnahm, war indes zwischen beiden nie strittig. Für eine theologische Sprache, die sich nicht auf die Welt zu öffnen vermöge, galt beiden Freunden gelegentlich Karl Rahner als Prototyp. Doch als ‚Modernist‘ musste sich Guardini gründlich missverstanden sehen – hatte er doch schon Jahrzehnte zuvor, im Mai 1914, dem Freund geschrieben, dass der Theologe, dem er inner-

lich am nächsten stehe, der heilige Thomas sei. Guardini entwirft dann einen Bogenschlag über Thomas, Goethe, John Henry Newman bis in die Moderne: „sie alle dem Wirklichen zugewandt, abhold allem Extremen, aller Überspannung, sie alle voll tiefer Ehrfurcht vor dem Mysterium, seis des Lebens, seis der Kunst, seis der Religion“.

Die Freundschaft hielt allerdings auch dem Missverständnis stand, was nicht verwundert bei einer so lange erhärteten Vertrauensiefe. Es waren nicht ohne Grund seine eigenen die tiefsten Fragen, die Guardini in seinen Weiger gewidmeten späten ‚Theologischen Briefen‘ aussprach.

Der nun dankenswerterweise zugänglich gemachte Briefwechsel hat einen sehr menschlichen Ton. In den späteren Briefen werden immer wieder Guardinis Selbstzweifel deutlich, aber auch die Beglückung, die Lehre und Schreiben bedeuten. In aller Altersdemut und allem allmählichen Rückzug spricht Guardini immer wieder von Liebe, Schönheit (auch von gutem Wein), und nicht zuletzt von der Aufsuchung der Wurzeln, die in späterer Lebenszeit immer wichtiger werden. Bereits seit dem 60. Lebensjahr trug sich Guardini mit solchen Gedanken, und man wird annehmen dürfen, dass er dabei immer auch Mooshausen im Sinn hatte.

Die hohe politische Urteilsfähigkeit und die Abwehr des nationalsozialistischen Wahns ist von früh an ausgeprägt sichtbar. Sie bedarf kaum langwieriger Versicherungen. Die frühen Briefe hingegen vibrieren geradezu von der Sensitivität für Kunst, Literatur, Musik. Zunächst ist es die Korrespondenz zweier junger Theologen und zugleich von zwei Priestern und existenziell Gläubigen: Guardini legt Weiger im Detail die Gedankengänge seiner entstehenden Dissertation über den heiligen Bonaventura dar. Doch dann weitet sich das Spektrum. Deshalb zeigt der Briefwechsel einen Guardini, wie man ihn bisher nicht kannte. Seine große Liebe zur Musik und seine Kenntnisse werden sichtbar: Nicht nur Brahms, auch Wagner berührt ihn tief; und er ahnt in Wagners Musik „ganz tiefes Christentum“. Dem Blauen Reiter öffnet er sich, den Bildern Noldes, und zur lebensbestimmenden Crux für Guardini wird es, „die Unbedingtheit des gläubigen Denkens mit dem unbefangenen Blick auf die Wirklichkeit der Dinge und dem Reichtum der Kultur ins Verhältnis zu bringen“. Durch den Briefwechsel kann man Guardinis Kunst- und Welterfahrung aus nächster Nähe beobachten; sein Bewusstsein, dass die Kunst auch in den zerbrechenden Formen zeige, dass die Gegenwart apokalyptische Zeit ist, in der der Geist wieder weht (vgl. Brief Nr. 82, 18. April 1920).

Wichtig ist dieser Briefwechsel nicht nur für den an Guardini Interessierten. So unpräzise sein Ton ist, so sehr man meinen könnte, im Gespräch zweier Freunde anwesend zu sein, ist er doch ein grundlegendes Dokument katholischen Christseins in der Moderne, und an ihm wird eine Position deutlich, die der Protestantismus zwischen Subjektivität, bürgerlichem Kulturprotestantismus einerseits und dem harschen Aufbruch dialektischer Theologie andererseits nicht in vergleichbarem Maße fand.

Der Freundeskreis weitete sich um viele bedeutende Namen, darunter Eugen Jochum, Joseph Bernhart, aber auch den Tübinger Alttestamentler und hochbegabten Bibelübersetzer Fridolin Stier. Doch dahinter stehen Frauengestalten, die durch diesen Briefwechsel wieder ins Gedächtnis kommen. Allen voran Maria Theresia Knoepfler, die ab 1917 den Haushalt in Mooshausen führte, zugleich aber, obwohl sie nur eine kurze Schulbildung genossen hatte, Newman und Louis Duchesnes’ ‚Origines de culte chrétien‘ übersetzte. Wie in einer – bei ihm sehr seltenen, diskret verschwiegenen – Confessio hat Guardini in seinem Nachruf auf diese Frau nach ihrem frühen Tod 1927 geschrieben: „Glauben bedeutet nicht, dass sich alles in Harmonie löse ... Es ist tragischer Glaube, möchte ich sagen, der es trägt, daß im gleichen engumgrenzten Menschenleben gegeneinander stößende Wirklichkeiten stehen; ewig, göttlich die einen; vergänglich die anderen [...]. Dieses Nebeneinander, ja Gegeneinander auf sich zu nehmen, das ist Glaube [...]. Es ist herber Glaube, voll Größe, aber auch voll tiefen, geistigen Glücks, und ganz lebend in der Hoffnung.“ Man erkennt in diesen Bemerkungen über eine Frau, die für Guardini bei aller Existenzsorge zugleich eine „heimliche Fürstin“ gewesen ist, Guardinis eigene Philosophie des Gegensatzes wieder und ihren existenziellen Grund.

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Lehrstuhlinhaberin für Religionsphilosophie in Dresden, die wohl beste Kennerin des Werkes von Guardini, die vor zwei Jahrzehnten die noch immer maßgebliche Guardini-Biographie vorgelegt hat, hat diesen Briefwech-

sel sorgfältig ediert, mit hoch instruktiven Kommentaren und einer einfühlsamen Einleitung versehen. Er ruft nicht nur eine vergangene geistige Welt ins Gedächtnis, die für die Gegenwart mehr zu sagen hat, als diese weiß. Er ist berührende, bewegende Lektüre und gleichermaßen für den evangelischen Leser höchst instruktiv, da er immer wieder auf Grundmöglichkeiten christlicher Existenz zielt. Es zeigt sich jene katholische Moderne, die in weiter Öffnung auf die Welt ihre Krisenhaftigkeit erkannte, und sich damit ernst recht ihres Grundes innewurde – eine Stimme, die, zu unserem Schaden, in derzeitigen gängigen ökumenischen Diskursen kaum eine Rolle spielt. Die Versenkung in solche Zeugnisse kann Horizonte eröffnen, die dem verschlossen bleiben, der nur in den Debatten der eigenen Zeit verfangen bleibt. Auch insofern ist dieser schönen, bereichernden Briefedition vielfache Aufmerksamkeit zu wünschen.

H. SEUBERT

3. Systematische Theologie

LOHFINK, GERHARD, *Beten schenkt Heimat*. Theologie und Praxis des christlichen Gebets. Freiburg i. Br.: Herder 2010. 260 S., ISBN 978-3-451-35052-0.

Das Gebet ist der zentrale Vollzug des Glaubens. In ihm ereignet sich die Begegnung des Menschen mit Gott und seine Sendung in die Welt. In ihm stellt der Mensch sich in die Geschichte Gottes mit seiner Welt und nimmt er am Leben des Volkes Gottes teil. So ist das Beten des Christen ein zentrales Thema der Theologie. Der Verf. (= L.) hat es aufgegriffen und teilt in diesem Buch mit, was sich ihm gezeigt hat – in seinem wissenschaftlichen Arbeiten ebenso wie in seiner gelebten Glaubenspraxis. So ist ein Buch entstanden, das in bemerkenswert gelungener Weise beide Dimensionen vereint: die wissenschaftlich-reflektierende und die persönlich-zeugnishaft. Und dieses Miteinander kommt so zum Tragen, dass die sachliche und nüchterne Argumentation einerseits und die persönliche Ansprache andererseits die Atmosphäre des Textes gleichermaßen kennzeichnen. Der Leser spürt auf jeder Seite, dass der Verf. daran interessiert ist, ihm seine Einsichten nahezubringen. So liest man dieses Buch mit Freude und geistlichem Gewinn. Da es die große Theologie in leicht mitvollziehbarer Weise vorträgt, ist dem Buch eine große Leserschaft zu wünschen, die über den Kreis der Fachtheologie weit hinausreicht.

Der Autor ist vom Fach her Neutestamentler, der aber gleichzeitig im Alten Testament zu Hause ist und der seine Theologie entschieden auf das Miteinander von Israel und Kirche hin entfaltet. Von daher versteht er das christliche Beten als das Beten dessen, der am Beten des Volkes Gottes teilnimmt und von ihm lebt. Mit ihm lobt er, dankt er, bittet er, klagt er, meditiert er. Was das bedeutet, wird in ausführlichen Kap. dargelegt. Dies geschieht vor allem dadurch, dass in die Welt der bedeutendsten Gebetstexte der Kirche eingeführt wird. Dabei handelt es sich zum einen um das eucharistische Hochgebet, zum anderen um den Psalter. Neueste liturgiegeschichtliche und exegetische Erkenntnisse wurden dabei ausgewertet und in das gedankliche Konzept eingefügt. L. zeigt beispielsweise, dass die Verkettung der Psalmen untereinander und im Kontext des gesamten Psalters für die Erschließung ihres Sinnes durchaus von Bedeutung ist. Auf diesem Wege zeigt sich unter anderem, dass das Ich des die Psalmen Betenden häufig das Volk Israel ist und dass dem Psalter im Ganzen ein verborgener messianischer Sinn eigen ist.

Die Bedeutung dieses Buches liegt auch darin, dass der Autor bei der Entfaltung der Theologie des Gebetes Fragen, die jeden Betenden einmal umtreiben können und bisweilen an die Substanz des Glaubens rühren, erörtert. Mit seiner Antwort auf die Frage, wer der Adressat des christlichen Betens sei, stellt er heraus, dass dies nicht Gott im Allgemeinen ist, sondern Gott, der Vater, bisweilen auch Jesus, Gottes Sohn, und dann auch der Heilige Geist. L. untermauert diese Antwort zum einen durch eine entsprechende Analyse des eucharistischen Hochgebets, zum anderen durch eine kurzgefasste Theologie der Trinität Gottes. Bei der Frage, ob dem bittenden Beter Erhöhung gewährt werde, erinnert er an die Antwort, die Jesus auf diese Frage gegeben hat: Ja, die Bitten der Beter werden erhört, freilich oft auf eine Weise, die einerseits „passt“ und sich andererseits